

dert Jahren skizzieren, wie er sich auch in der konkreten Geschichte der beiden Kinderheime St. Josef spiegelt.

Das Verschwinden der Kinder

Die demographische Umschichtung unserer Gesellschaft wird öffentlich häufig unter der Perspektive des verlängerten Lebens und der Überalterung diskutiert, vor allem im Hinblick auf Rentensicherung und Pflegebedarf. Kinder kommen in dieser Diskussion kaum vor, und wenn, dann als zukünftige Renten Erwirtschaftende, nicht aber hinsichtlich der Konsequenzen, die ein solcher Kontext für die Bedingungen des Aufwachsens von jungen Menschen in unserer Gesellschaft hat. Vor hundert Jahren war die Mengenrelation zwischen Älteren und Jüngeren ausgeglichen, denn auf jeden jungen Menschen unter 20 Jahren kam ein Erwachsener; schon 1950 betrug diese Relation 1:2; heute sieht sich jeder junge Mensch vier Erwachsenen gegenüber, und die Schätzungen für 2030 sind 1:7. Dadurch werden Kinder und Jugendliche zunehmend zu einer Minderheit in der Gesellschaft, und das mit wachsender Tendenz, mit allen negativen sozialen Konsequenzen der verringerten gesellschaftlichen Teilhabe, die wir von anderen sozialen Minderheiten kennen.

Das beginnt bei Desinteresse und Fremdheit durch die Erwachsenenmehrheit und führt über Distanzierung zu Ausgrenzung und Gleichgültigkeit, teilweise auch Feindseligkeit: Den Kindern werden „kindgerechte“ Orte zugewiesen, an denen sich autorisierte Erwachsene mit ihnen beschäftigen, sonst sollen sie die öffentlichen Räume der Erwachsenen möglichst wenig tangieren. Immer weniger Erwachsene haben konkrete Erfahrungen im Umgang mit Kindern, sie brauchen sie auch nicht für ihre eigene Lebensführung, sondern haben sich ohne Kinder gut eingerichtet. Dabei helfen ihnen drei Strategien (*Zinnecker* 2001): Die Jugendphase wurde durch die gestiegenen Bildungserwartungen bis in die Mitte des dritten Lebensjahrzehnts ausgeweitet, sodass die jungen Menschen heute in langer Abhängigkeit leben. Daneben pflegen die Erwachsenen selbst bis ins höhere Alter in der Mode, dem Freizeitverhalten und der Selbstinszenierung einen Lebensstil des Jungseins, und zum dritten wird die mögliche Unterstützung der Älteren durch Jüngere zunehmend mit technologischen Mitteln kompensiert; in Japan gehen gerade die ersten menschenähnlichen Roboter zur häuslichen Unterstützung in Serie, die sogar weinen können.

Nun könnte man meinen, dass junge Menschen als knappes Gut besonders gefördert und unterstützt

DZI-Kolumne Flut paradox

Zum Ende des alten Jahres 2005 hat uns die Tsunami-Welle ein zweites Mal erfasst, mit stundenlangen Rückblicken im Fernsehen, Seite um Seite Zwischenbilanzen der Hilfe in den Zeitungen. Beim Wiederaufbau ist bereits viel erreicht worden. Das DZI als „Spenden-TÜV“ konnte das in zahlreichen Interviews bestätigen.

Mitte Dezember lud die hessische Landesregierung in ihre Berliner Vertretung ein, um mit der „Karl Kübel Stiftung für Kind und Familie“ auch einen Zwischenbericht ihrer gemeinsamen Aktion „Hessen hilft den Flutopfern“ zu geben. Die Stiftung betreibt seit vielen Jahren Entwicklungshilfe in Südasien und konnte mit ihren Kontakten und Kompetenzen die Spenden der Landesaktion (bisher 1,7 Millionen Euro) in überzeugende Projekte lenken. Eine gelungene Abendveranstaltung in angemessenem Rahmen mit informativen Statements.

Eigentlich war alles gesagt, da bat der Sprecher der hessischen Landesregierung *Dirk Metz* noch spontan die Regisseurin *Sherry Hormann* („Bella Block“, „Irrren ist männlich“) ans Mikrofon. Sie schilderte mit wenigen Worten ihre eigenen Erfahrungen in einem kleinen Verein, den sie zusammen mit ihrer Freundin, der Schauspielerin *Nathalie Wörner* und weiteren Bekannten gegründet hatte, nachdem Frau *Wörner* und ihr Lebensgefährte selbst der Tsunami-Welle nur knapp entkommen waren. *Sherry Hormann* erwähnte, dass sich ihr Verein die erfahrene Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) zum Partner genommen habe. Und sie beschrieb, dass sie bei ihren Besuchen erleben konnte, wie sich die Menschen nach dem Trauma der Katastrophe von Monat zu Monat mehr und mehr zum Positiven veränderten: „Aus ihren Gesichtern strahlt einem jetzt eine Freude und ein Selbstbewusstsein entgegen ... wie ich es mir für unsere Menschen hier in Deutschland nur wünschen kann.“ Eine tolle Schlussbemerkung. Flutwelle paradox.

Ein gutes, erfolgreiches Jahr 2006 wünscht

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de